

Rezensionen

Affolter, Heinrich Christoph: Die Bauernhäuser des Kantons Bern. Teilband 4.1: Seeland und Bipperramt.

Basel: Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde 2019. 324 S.
ISBN 978-3-906124-29-2.

Der Band 30.1 der Reihe *Die Bauernhäuser der Schweiz* bringt die Darstellung der bäuerlichen Hauslandschaften des deutschsprachigen Kantonsteils zum Abschluss. Als Verfasser zeichnet, wie schon für die vorausgegangenen Berner Bände 1 bis 3, der Historiker Heinrich Christoph Affolter. Als versierter Hauptredaktor hat er während 36 Jahren die einmalige bernische Bausubstanz beackert und eine reiche Ernte eingefahren. Das macht ihm auch auf schweizerischer Ebene nicht so leicht jemand nach! Ergänzt wurde der Haupttext mit Kurzbeiträgen von Spezialisten aus Geografie, Kunstgeschichte und Volkskunde.

Das Bandgebiet umfasst das Seeland im engeren Sinn und zusätzlich eine Restfläche des tieferen Mittellandes (vgl. Band 3), das Bipperramt. Die offenbar verlegerisch bedingte Zusammenlegung zweier räumlich getrennter und auch recht unterschiedlicher Gebiete ist nicht ganz nachvollziehbar. Andererseits gibt es durchaus typologische Gemeinsamkeiten in der Grossregion Mittelland vom Aargau bis ins Murtenbiet, nämlich zum Beispiel das sogenannte Hochstudhaus.

Beherrscht im Umfeld des Grossen Moores in älterer Zeit dieser Ständerbau unter ehemals strohgedecktem Vollwalmdach die hauskundliche Szene, so sind es zwischen See und Jura die Weinbauernhäuser aus Stein, die einen unverwechselbaren Akzent setzen. Sie haben Anteil an den westschweizerischen Rebbauregionen. Jüngere Hausformen der bäuerlichen Mischwirtschaft mit Getreide-, später auch Gemüsebau und Viehzucht bedienen sich ab dem 19. Jahrhundert des Fach- und Mauerwerks, mit oder ohne die Ründi, die dann zu ihrem Siegeszug in vielen bernischen Hauslandschaften ansetzt. Damit einher geht der Wechsel von der Trauf- zur Giebelfront (was mit dem ungewohnten Begriff der jeweiligen «Fassadierung» umschrieben wird).

Ein Hauptverdienst des Buchs liegt in den detaillierten Hausmonografien, für die jeweils ein ganzes Team von Spezialisten aufgebildet wurde: Bauzeichner, Dendrochronologen, Architekten, Archivforscherinnen ... Das Resultat sind Serien von Bauaufnahmen, 15 an der Zahl, welche die verschiedenen Bauphasen übersichtlich darstellen.

Als Paradebeispiele einer solchen ausführlichen Hausmonografie seien erwähnt: je zwei Bohlenständerbauten des 17. Jahrhunderts in Oberbipp und Meienried und des 18. Jahrhunderts in Gampelen sowie ein Massivbau des 19. Jahrhunderts in Attiswil. Dank der reichen Archivquellen durfte das in Ins museal erhaltene Haus

von Albert Anker von 1803 ebenso wenig fehlen wie das Haus der Familie von Bundesrat Karl Scheurer in Gampelen von 1847.

Die Hauslandschaft am nördlichen Bielerseeufer umfasst praktisch nur die zwei Gemeinden Twann und Ligerz, nimmt aber im Band fast so viel Platz ein wie die vorausgehenden «Vielzweckhäuser». Tatsächlich verdient die grösste bernische Rebbauregion besondere Aufmerksamkeit. Darauf verweist schon das Titelblatt des Buchs, das ein Weinbauernhaus in Ligerz (Dorfasse 15) abbildet. Ins Auge fallen gleich mehrere lokale Charakterzüge: der hohe (dreigeschossige) Steinbau mit Aussentreppe, der Aufzuggiebel im Dach (für Waren und Holz) und der nicht seltene Brückenschlag über die Gasse zu einem zweiten Haus des gleichen Besitzers.

Von hoher Qualität («nationale Bedeutung» laut ISOS) sind auch die Siedlungen, wie sie sich vor allem vom See aus präsentieren. Diese Einmaligkeit haben Zeitgenossen schon im 18. Jahrhundert erfasst. Die vier im Museum von La Neuveville verwahrten Ölgemälde von 1740 (mehrheitlich von Johann Grimm, 1675–1747) erhalten deshalb einen jeweils doppelseitigen Ehrenplatz im Band. Der Eindruck der einmaligen Geschlossenheit ist vor allem der fast durchgehenden Reihenbauweise geschuldet. Eine Besonderheit sind die vorgelagerten «Bürinen», von Mauern eingefasste Gartenareale, die aber in Folge der Seeabsenkung nach der Juragewässerkorrektion den Seeanstoss verloren haben. Nach wie vor landschaftsprägend sind hingegen die Natursteinmauern der Rebterrassen von über 80 Kilometern Länge.

Eine weitere hauskundliche Sonderform des Bandgebiets sind die übrigens im ganzen Schweizer Mittelland relikthhaft vorkommenden spätmittelalterlichen «Stöcke», gemauerte Wohnhäuser reicher Bauern, die sich von der üblichen Holzarchitektur deutlich abheben. Als Prototyp unter nicht weniger als sechs Inser Objekten wird das Haus am Rebstockweg 7 von 1553 abgehandelt, das laut dem ausführlichen Baubeschrieb über fünf Jahrhunderte hinweg zum Grossbauernhaus erweitert worden ist. Typische Fassadenmerkmale der Stöcke sind die spätgotisch gekehlten Zwillings- und Reihenfenster.

Seit dem 18. Jahrhundert wird das bäuerliche Wohnhaus dann mit achsensymmetrischer Befensterung und oft mit einer Ründi versehen. Es begegnet in den verschiedensten Formen und Grössen, bis hin zum bescheidenen, zweiachsigen Fachwerkhäuschen. Das Buch schliesst mit einer Auflistung der Grundtypen von Speichern und Ofenhäusern und einer kurzgefassten Aneinanderreihung von Dekorationselementen.

Ungewöhnlich für die Buchreihe, aber interessant als Quelle der Sozialgeschichte ist der Haushaltrodel der Kirchgemeinde Ligerz, der mit den demografischen Einträgen dreier Pfarrherren der Jahre 1773, 1791 und 1809 korreliert. Hier findet man zum Beispiel auch die Besitzer und Bewohner des Hauses Dorfasse 15 wieder.

Als sehr hilfreich erweist sich das – in den meisten Bauernhausbänden leider fehlende – Gebäuderegister, das den Benutzer direkt zu den Referenzobjekten führt. Damit ist mit den rund 330 aufgeführten Bauten auch ein bemerkenswerter Schritt Richtung Inventarband getan.

Jean-Pierre Anderegg, Freiburg

Bichsel, Therese: Anna Seilerin. Stifterin des Inselspitals.

Basel: Zytglogge 2020. 328 S. ISBN 978-3-7296-5046-6.

Ende 2020 hätte eigentlich das Richtfest für das neue Hauptgebäude des Berner Inselspitals gefeiert werden sollen. Die herrschende Corona-Pandemie verhinderte jedoch – wie unzählige andere Anlässe – auch diese Veranstaltung. Nichtsdestotrotz will der grösste Spitalverbund der Schweiz, die Insel Gruppe AG, mit dem Gebäude ein deutliches Zeichen für die Zukunft setzen. Der richtungsweisende Bau stellt gemäss einer Pressemitteilung «das Wohlbefinden der Patientinnen und Patienten ins Zentrum».

Dies ist ganz im Sinn von Anna Seiler, die vor 666 Jahren den Grundstein für dieses Gesundheitsimperium legte. Sie bestimmte 1354 in ihrem Testament, dass ihr Vermögen für den Betrieb des von ihr gegründeten Spitals eingesetzt werden soll. In der kurz darauf erstellten Stiftungsurkunde – dem Gründungsdokument des Inselspitals – wird festgehalten, dass das Spital «stets und ewig» Bestand haben soll.

Wer aber war Anna Seiler? In den Quellen hat sie nur wenige Spuren hinterlassen. Therese Bichsel zählt diese im Vorwort ihres hier zu besprechenden Romans auf gerade mal zehn Zeilen auf.

Ist es ein Vorteil für eine Autorin historischer Romane, wenn über ihre Hauptfigur nur wenig bekannt ist? In gewisser Hinsicht wohl schon. Im vorliegenden Fall kann Therese Bichsel, die stets auf Authentizität ihrer Werke bedacht ist, die Biografie der Protagonistin freier mit dem historisch verbrieften Weltenlauf verknüpfen, kann plausible Episoden erfinden, die dem Leser Einblicke in das Bern des 14. Jahrhunderts gewähren, kann Begegnungen inszenieren, die das Funktionieren einer städtischen Gesellschaft im Mittelalter verdeutlichen. Genau das unterscheidet einen Roman von einer historischen Abhandlung.

In chronologisch unterschiedlich grossen Sprüngen breitet der Roman Annas Leben vom zehnjährigen Mädchen bis zur sterbenden 46-jährigen Witwe aus. Anna wächst als Halbweise und Tochter des wohlhabenden Händlers Peter ab Berg weitgehend behütet in der Stadt Bern auf. Ihr Vater lässt sie – ganz ungewöhnlich damals – im Lesen, Schreiben und Rechnen unterrichten und gewährt ihr gar wiederholt Einblick in sein Berufsleben.

Mit 16 Jahren wird sie mit dem wesentlich älteren Händler Heinrich Seiler verheiratet, dem damals reichsten Berner. Dennoch ist ihr kein glückliches Leben beschieden. Materiell zeitlebens ohne Sorge, leidet sie – trotz des Respekts, den die Eheleute einander zollen – unter den Zwängen des Standes und vor allem des Geschlechts. Zudem ist der Tod ihr ständiger Begleiter, der mit der Zeit fast alle ihre Liebsten dahinrafft. Ihr Glaube gibt ihr zwar einen gewissen Halt, aber die vielen Todesfälle, gepaart mit den Ungerechtigkeiten, dem Elend und der Not, die sie um sich herum wahrnimmt, stürzen sie wiederholt in Sinnkrisen.

Am schlimmsten trifft sie der Tod ihres Ehemanns. Mit 24 wird sie zur reichsten Witwe Berns. Erfolgreich kann sie sich gegen eine Bevormundung, eine weitere Heirat oder den Eintritt in ein Kloster wehren. Sie wird zu ihrer eigenen Herrin. Aber was soll sie mit ihrer gewonnenen Freiheit anfangen? Mehrere Ereignisse weisen ihr den Weg.

Bereits als junge Frau lernt sie das aufopfernde Wirken der Pflegerinnen des Niederen Spitals kennen. Deren Einsatz für die Bedürftigsten beeindruckt sie tief. Als kurz nach dem Tod ihres Mannes Hunderte Verwundete aus dem Laupenkrieg in die Stadt strömen, reisst dies Anna aus ihrer Lethargie. Sie erkennt in der Pflege der Kriegsgesunden ihre Berufung und richtet in ihrem Haus eine Pflegestation ein. Auch beim grössten Desaster ihrer Zeit, der Pest von 1348/49, lässt sie in ihrem Haus zahlreiche Kranke pflegen.

In den nächsten Jahren reift in ihr der Plan, eine dauerhafte Institution zur Pflege Kranker zu schaffen. 1354 endlich ist es so weit: Anna hat sich das Recht erkämpft, über ihr grosses Vermögen selbstständig verfügen zu können. In ihrem Testament bestimmt sie, dass ihre beiden städtischen Häuser in ein Spital umgewandelt werden sollen. Um diesem Spital eine langfristige Perspektive zu geben, lässt sie eine Stiftungs-urkunde aufsetzen, die es juristisch, organisatorisch und finanziell auf ein äusserst solides Fundament stellen. Damit ist ihr Lebenswerk vollbracht.

Das «Sittenbild», das Bichsel von Bern im 14. Jahrhundert zeichnet, mag historisch gesichert sein. Religiosität und Gottesfürchtigkeit, Herrschaft und Unterwerfung, Macht und Ohnmacht, Handel und Gewerbe, Elend und Krankheit, Krieg und Grausamkeit, all das kommt im Roman vor. Die undefinierte Erzählperspektive aber – eine nicht in Erscheinung tretende allwissende Erzählerin berichtet die Ereignisse aus einem vogelschauartigen Blickwinkel – verhindert, dass dem Leser das Gefühl gegeben wird, mitten im Geschehen zu stehen.

Was man also in diesem Roman vermissen mag, nämlich buchstäblich in die Geschichte hineingesogen zu werden, ist kein Unvermögen der Autorin, sondern Ausdruck ihrer Ehrlichkeit dem Publikum gegenüber. Zu weit entfernt ist die Zeit des 14. Jahrhunderts, als dass wir heutigen Menschen uns wirklich in eine Person jener

Zeit versetzen könnten. Unserer Zeitgebundenheit können wir schlicht nicht entfliehen. Mentale Zeitreisen bleiben deshalb immer eine Illusion. Geschichte kann nur rekonstruiert und im besten Fall in gewissen Aspekten begreifbar gemacht, niemals aber wiedererlebt werden. Auch wenn der Zufall es will, dass Bichsels Buch, das unter anderem von der grössten Pandemie des 2. Jahrtausends berichtet, just mitten in der ersten Pandemie des 3. Jahrtausends erschienen ist.

Was bleibt? Das Bild einer aussergewöhnlichen Frau, die ihrer Zeit in verschiedenen Bereichen weit voraus und gleichwohl in ihr gefangen war. Und deren Wirken eine sagenhafte Erfolgsgeschichte begründete: Begann das «Seilerin-Spital» 1354 mit 13 Betten, so kann man angesichts einer Zahl von heute jährlich 860 000 gepflegten Patientinnen und Patienten¹ in der Insel-Gruppe zweifellos von der folgen- und erfolgreichsten Stiftung aus dem mittelalterlichen Bern sprechen. Anna Seiler sei Dank ...

Stefan Hächler, Bern

¹ <http://www.inselgruppe.ch/de/die-insel-gruppe>, abgefragt am 26.12.2020.

Fasol, Laura: Stadtgestalt und Stadtgesellschaft. Identitätskonstruktionen in Winterthur, Luzern und Bern um 1900.

Zürich: Chronos 2020. 288 S. Print: ISBN 978-3-0340-1565-3,
E-Book (PDF): DOI 10.33057/chronos.1565.

An Schweizer Universitäten sei Stadtgeschichte kein Schwerpunkt mehr, stellt Laura Fasol einleitend in ihrer an der Kultur- und Sozialwissenschaftlichen Fakultät der Universität Luzern (Professoren Jon Mathieu und Daniel Speich Chassé) 2017 abgeschlossenen Dissertation fest. Die wichtigsten Schweizer Untersuchungen, von denen sie ausgeht, stammen aus den 1980er- und 1990er-Jahren. Städte seien ein Thema, das für die Schweiz als wenig zentral erachtet werde. Tatsächlich sind die meisten Schweizer Abhandlungen nicht vergleichend angelegt, sondern sind Geschichten einzelner Städte, was mit dem auf das lokale Interesse fokussierten Auftrag und der entsprechenden Finanzierung der Forschungs- und Publikationsprojekte zu tun hat.

Industrialisierung und Urbanisierung führten im 19. Jahrhundert zu massiven Veränderungen in den europäischen Städten. Ab 1850 erlebten auch die Städte in der Schweiz einen grundlegenden Wandel. Wirtschaftlich und bevölkerungsmässig erfolgte ein massives Wachstum, das sich städtebaulich auswirkte. Die Schwerpunkte innerhalb der Städte verlagerten sich, was Debatten und Konflikte auslöste und die Stadtgemeinschaften zur Reflexion über ihre Identität zwang. Die neue Stadtgestalt und die mentale Wahrnehmung der Stadt beeinflussten sich gegenseitig.

Es entstanden neuartige Stadttypen wie Industriestädte, Tourismusdestinationen, Verwaltungs- und Dienstleistungszentren. Die dabei erfolgten Konstruktionen von Stadtidentitäten untersucht die Autorin anhand dreier Beispiele: Winterthur, Luzern und Bern. Sie erörtert die Ziele und Abläufe dieser Findungsprozesse und analysiert inhaltliche Aspekte, die in allen Fällen von ausschlaggebender Bedeutung waren: das Verhältnis zur eigenen Geschichte, den Umgang mit der Modernisierung und die Hervorhebung der Natur.

In Winterthur propagierten die Behörden eine für das lokale und regionale Publikum bestimmte Selbstdarstellung, die eine positive Beurteilung der Modernisierung beinhaltet. Die Industrie erschien als das zentrale Element der Stadtidentität, nämlich als Ergebnis des hauptsächlichsten Charakteristikums der ansässigen Bevölkerung: des Fleisses und der Produktivität. In den Stadtansichten wurden die modernen Stadtteile in den Vordergrund gerückt. Gegen die schmutzigen, engen, chaotischen Industriestädte des Auslands grenzte man sich ab.

War Winterthur das Beispiel einer fortschrittlichen Industriestadt, so präsentierte sich Luzern als Stadt des Tourismus. Die Vorstellungen und Erwartungen der Besucherinnen und Besucher prägten das Selbstbild, das die Einheimischen reproduzierten und weiterverbreiteten. Konstitutiv waren die Lage am See und die Aussicht in die Berglandschaft. Als grösste Sehenswürdigkeit kam die Kapellbrücke hinzu, welche die positiv imaginierte Vergangenheit Luzerns verkörperte. Als Folge der Modernisierung war der intensiv aufblühende Tourismus grundsätzlich unbestritten, Auseinandersetzungen gab es jedoch hinsichtlich der Verteilung des Profits.

Wesentlich kontroverser verlief schliesslich die Konstruktion einer Stadtidentität im Fall Berns. Ein allgemein anerkanntes Selbstbild zu finden, erwies sich als schwierig. Die Rollen als Hauptstadt eines bäuerlich geprägten Kantons, als Bundesstadt der Schweizerischen Eidgenossenschaft und als Weltstadt mit dem Sitz ausländischer Botschaften und internationaler Organisationen konkurrierten sich gegenseitig, sodass sich keine offizielle Selbstdarstellung herausbildete. Einigkeit gab es aber über die Bedeutung gewisser Elemente: der Topografie in der Aareschlaufe, der ursprünglich erhaltenen Stadtanlage und der in der Schweiz einzigartigen Lauben sowie der Langsamkeit als Charakteristikum der Bernerinnen und Berner. Die eigentliche Sehenswürdigkeit bot die Altstadt, während im Unterschied zu Winterthur und Luzern den neu erbauten Quartieren keine Attraktivität beigemessen wurde. Unabdingbares Mittel zur Konstruktion von Stadtidentität war die Stadtgeschichte, die aber ihrerseits Kontroversen verursachte. Die Autorin bezieht sich hier vor allem auf den umstrittenen Einfluss der Bürgergemeinde. Aber auch Berns Status als Sitz der Bundesbehörden seit 1848 war ambivalent, da Bern zwar als das politische Zentrum, aber nicht als die

Hauptstadt der Schweiz galt. Auch in seinem Selbstverständnis wollte Bern nie Grossstadt wie ausländische Hauptstädte werden.

In den visuellen Darstellungen war bei allen drei Städten die Einbettung in die intakte Natur wichtig, bei Winterthur in eine liebliche, hügelige Landschaft, bei Luzern wie erwähnt in die Lage am See mit der Aussicht in die herrliche Bergwelt der Alpen, die Bern ebenfalls für sich in Anspruch nahm.

Die kulturgeschichtliche Studie stützt sich auf heimatkundliche Publikationen, Festschriften, Stadtführer, Reiseberichte, Postkarten, Stadtveduten und andere Stadtansichten sowie Debatten um Stadtentwicklung und Bauvorhaben in Zeitungsartikeln und amtlichen Akten. Sie ist konsequent nach einem gleichbleibenden Schema gegliedert. Umsichtig werden bei der Analyse der Quellen alle Aspekte berücksichtigt. Die Gedankengänge werden Schritt für Schritt sorgfältig entwickelt, was einerseits der Klarheit dient, andererseits zu gewissen Wiederholungen führt. Die redaktionelle Betreuung des Buchs lässt hinsichtlich orthografischer Fehler etwas zu wünschen übrig.

Die Städte um 1900 waren oft nicht das, was sie gemäss ihren Selbstbildern repräsentierten; reale wirtschaftliche und gesellschaftliche Strukturen wurden ausgeblendet oder betont positiv bewertet und beschönigend dargestellt, wenn sie nicht gänzlich ignoriert werden konnten. Laura Fasol reaktiviert mit ihrem anschaulichen mentalitätsgeschichtlichen Beitrag die Schweizer Stadtgeschichtsforschung.

Emil Erne, Bern

**Heege, Andreas; Kistler, Andreas: Keramik aus Langnau.
Zur Geschichte der bedeutendsten Landhafnerei im Kanton Bern.**

Bern: Bernisches Historisches Museum 2017. 2 Bände, zusammen 844 S.
ISBN 978-3-9524783-0-1.

Diese umfassende Publikation zur Geschichte der Langnauer Keramik erschien 2017 als dreizehnter Band in der Reihe *Schriften des Bernischen Historischen Museums*. Sie besteht aus einem Text- und einem kommentierten Katalogband einschliesslich einer DVD mit Bildern, einer Datenbank und ergänzenden Texten. Mit Unterstützung namhafter Sponsoren wurde dieses über 800-seitige Werk anlässlich des Jubiläums 550 Jahre Marktrecht Langnau veröffentlicht. Seit dem Projektbeginn 2014 gelang es dem Autorenteam, mehr als 2000 in Langnau hergestellte Gefässe und Ofenkacheln in öffentlichen und privaten Sammlungen ausfindig zu machen. Die äusserst sorgfältige Aufarbeitung und Kontextualisierung des umfangreichen Quellenmaterials – bestehend aus erhaltener Keramik, archäologischen Funden, Handschriften, Zeichnungen, Drucksachen und historischen Fotos – zeichnen diese Publikation besonders aus. Im Hinblick

auf die immense Zahl zusammengetragener Keramiken schien es folgerichtig, diese in einem separaten Katalog nach Gefäss- beziehungsweise Formgattungen einzuteilen. Der klar strukturierte Textband (erster Band) gliedert sich in zehn Hauptkapitel zur Geschichte der Langnauer Keramik vom 17. bis ins 20. Jahrhundert. Immer wieder begegnet man Erzeugnissen aus der Hafnerdynastie Hermann (56 Hafner), der die Autoren zu Recht einen besonderen Stellenwert beimessen.

Diese gründliche Recherche ist weit mehr als eine genealogische, historische und archäologische Informationen zusammentragende Studie. In den ersten vier grossen Hauptkapiteln gelingt es den Autoren, das Berufsbild der Langnauer Hafner in seiner ökonomischen Entwicklung umfassend aufzuzeigen. Liegenschaften und die darin untergebrachten Werkstätten bildeten den geografischen Ausgangspunkt und somit die lokale Verortung der Produktion. Unter Miteinbezug von historischen Karten, Werkzeugen, Keramikfunden usw., die mit den Liegenschaften in Beziehung stehen, erhält man einen fundierten Einblick in die unter- und mittelständische Lebenswelt der Langnauer Hafnerfamilien des 18. und frühen 19. Jahrhunderts. Einen weiteren Zugang zum damaligen ländlichen Alltag ermöglichen uns die reichen Darstellungen und Sprüche auf den Keramiken. Diese sind ein wahrer Schatz, den zu entdecken es sich lohnt. Kommentierte Szenen aus der Welt der Männer und Frauen, politische Ereignisse, Schweizer Nationalmythen, Architektur- und Tiermotive bilden ein gelungenes Zusammenspiel von Bild und umlaufendem Text. Diese Stücke sind gewissermassen sprechende Zeitzeugen, die uns über damalige Gepflogenheiten, gesellschaftliche Normverständnisse, moralische und humoristische Auffassungen berichten.

Für Kenner und Sammler der Berner Keramik des 18. bis 20. Jahrhunderts hält der kommentierte Katalog (zweiter Band) viele ungeahnte Überraschungen bereit. Nebst dem Reichtum an gebräuchlichen Formen wie Kannen, Butterfässer, Dosen, Giessfässer, Rasierbecken, Schüsseln, Teller und Terrinen stösst man plötzlich auf keramischen Orgelschmuck. Diese Schmuckelemente stammen aus der reformierten Kirche Langnau und werden dem damals bedeutendsten und einflussreichsten Hafner, Daniel Hermann (1736–1798), zugeschrieben. Das Formen- und Dekorspektrum dieser Hafnerpersönlichkeit ist besonders vielseitig und qualitativ. Alleine wegen der herrlichen Kostbarkeiten aus der Werkstatt von Daniel Hermann lohnt es sich, diese beiden Bände von Andreas Heege und Andreas Kistler immer wieder zur Hand zu nehmen. Es ist ein wahrlicher Genuss, sich an der Vielzahl fotografierter Keramiken, die in 36 Museen und 42 Privatsammlungen aufgespürt wurden, zu erfreuen und sich ausgehend davon dem Text zuzuwenden.

Das Gesamtgewicht beider Bände von fast 5 Kilogramm erschwert zwar den Umgang mit dem Werk, dieser Umstand ist jedoch im Hinblick auf die Menge derart

fantastischer Keramikschätze zu vernachlässigen. Eingefasst zwischen je zwei Buchdeckeln erwirbt der Käufer die bisher umfangreichste dokumentierte Zusammenstellung von Langnauer Keramik. Beim Anblick dieser Kostbarkeiten wäre es somit durchaus verständlich, dass einzelne Interessierte und Sammler den Wunsch hegen, einige der publizierten Objekte selbst zu besitzen. Ihnen sei gemäss einem umlaufenden Spruch auf einem Teller von 1797 der folgende Rat mitzugeben: «Liebe was fein ist, wens schon nicht mein ist, und ich es schon nicht haben kann, so hab ich doch die Freud daran.»

Christoph Messerli, Bern

Hug, Vanja; Schmid, Martin; Folkers, Gerd (Hrsg.): Adolf Traugott von Gersdorfs Schweizer Reise 1786.

(Edition Collegium Helveticum, Bd. 10). Zürich: Chronos 2018. 440 S.
ISBN 978-3-0340-1260-7.

Der vorliegende Sammelband ist aus den Referaten eines 2008 abgehaltenen Workshops zur Forschungsreise des sächsischen Barons Adolf Traugott von Gersdorf im Jahr 1786 durch die Schweiz hervorgegangen. Erfreulicherweise liegen sie nun als Veröffentlichung vor.

Zu Beginn des Bands stellt die Historikerin Vanja Hug im Editorial die vom Schweizerischen Nationalfonds geförderte Edition des Reiseberichts von Gersdorfs vor. Die 2009 abgeschlossene Bearbeitung soll in erster Linie eine zuverlässige Transkription des Textes bieten. Aufgrund zeitlich und finanziell knapper Ressourcen wurde auf eine historisch-kritische Edition verzichtet. Zu Beginn des Editorials ist gleichzeitig von Edition und vorliegendem Buch die Rede, was verwirrend ist. Dann folgt eine informative Darstellung des Manuskripts, von dessen Textgenese, Aufbau und Inhalt. Ebenso wird das Vorgehen der Transkription dargelegt. Daran schliesst eine biografische Skizze Adolf Traugott von Gersdorfs und der begleitenden Personen an, die auch die Hintergründe der Reise beleuchtet.

Im längsten Beitrag des Bands geht die Geologin Anke Tietz auf «Die geowissenschaftlichen Objekte der Schweizer Forschungsreise Adolf Traugott von Gersdorfs und den nachfolgenden wissenschaftlichen Austausch bis 1807» ein. Sie richtet den Fokus auf die geowissenschaftlichen Objekte und die zugehörigen handschriftlichen Quellen. Im weiteren Verlauf ihrer qualitativ hochwertig illustrierten Studie nähert sich Tietz dem Untersuchungsgegenstand aus drei Richtungen: Zunächst fragt sie nach der Bedeutung von Objekten und Sammlungen. Mit einem praxeologischen Ansatz folgt sie Untersuchungen, die Praktiken der Wissenschaft in den Mittelpunkt stel-

len. Schliesslich richtet sie ihr Augenmerk auf die Akteure. Mit von Gersdorf wird ihr zufolge ein «typischer und bisher nahezu unbekannter Privatforscher des späten 18. Jahrhunderts» in den Blick genommen.

In ihrem Beitrag «Bergabenteuer mit Goethe» vergleicht die Germanistin Margrit Wyder von Gersdorfs Alpenreise mit Erfahrungen Johann Wolfgang von Goethes und weiteren Personen aus dessen Umfeld auf ähnlichen Reisen. Dabei zeigt sich, dass bei von Gersdorf als Naturforscher die Wahrnehmung und die Beschreibung der Bergwelt im Zentrum stehen. Wyders Darstellung ist durch eine zugängliche Sprache angenehm zu lesen. Wenn sie schreibt, von Gersdorfs Patenkind Jean de Charpentier habe 1841 als Erster die Hypothese vertreten, Gletscher seien für die Verbreitung von erratischen Felsen verantwortlich (S. 204), irrt sie.

Mit der bildlichen Dokumentation der Schweizer Reise von Adolf Traugott von Gersdorf setzt sich der Kurator des Kulturhistorischen Museums Görlitz, Kai Wenzel, auseinander. Er fragt nach deren Entstehungsumständen und kulturgeschichtlichen Grundlagen. Geschult an den akademischen Regeln der Landschaftsdarstellung, lösten sich von Gersdorf und sein Reisebegleiter Karl Andreas von Meyer von Knonow von diesen und gelangten zu einer ihren Forschungsinteressen entsprechenden Zeichenweise. Dadurch können ihre Landschaftsdarstellungen eine gewisse Vorreiterrolle beanspruchen.

In ihrem zweiten Beitrag befasst sich Vanja Hug mit der naturgeschichtlichen Wissensgenese und dem Wissensaustausch in der Spätaufklärung. Zu Beginn geht sie auf die Frage ein, weshalb man im 18. Jahrhundert Naturforschung betrieb. Sodann skizziert sie den Kenntnisstand im Bereich der Topografie und der Glaziologie zur Zeit der Schweizer Reise von Gersdorfs. Anschliessend umreissst Hug Merkmale und Bedingungen wissenschaftlichen Arbeitens im Zeitalter der Aufklärung.

In seinem Beitrag befasst sich der Humangeograf Norman Backhaus mit der «Landschaftswahrnehmung im Reisetagebuch von Adolf Traugott von Gersdorf». Dabei wagte er den Versuch, dessen Reisebeschreibung von 1786 einer qualitativen Inhaltsanalyse zu unterziehen und anhand eines aktuellen Modells zur Landschaftswahrnehmung zu analysieren. Obgleich das im Beitrag eingeführte Konzept von Landschaft im 18. Jahrhundert keine Entsprechung hatte, lässt sich von Gersdorfs Reisebeschreibung nach Einschätzung von Backhaus damit gut erfassen. Backhaus zufolge vermitteln von Gersdorfs Reiseunterlagen einen Eindruck der landschaftlichen Wahrnehmung durch einen zeitgenössischen Naturforscher.

Auf seiner Schweizer Reise besuchte Adolf Traugott von Gersdorf das Naturalienkabinett Jakob Samuel Wytenbachs. Der Anthropologe Hans-Konrad Schmutz widmet sich in seinem Beitrag dessen Sammlungs- und Präsentationsstrategie. Wytenbach

nutzte sein Kabinett für die naturwissenschaftliche Forschung, als Arsenal erkenntnisleitender Objekte, als Schulstube und als Salon. Dies illustrierte, dass in der Spätaufklärung Naturalienkabinette zugleich privater und öffentlicher Raum gewesen seien. Erst ab etwa 1800 habe eine Trennung zwischen Forschungs- und Präsentationsräumen eingesetzt, was Schmutz wiederum am Beispiel Wyttensbachs zeigt. Schmutz stützt seine Aussagen durch quantitative Auswertungen und nutzt grafische Visualisierungen. Leider fehlt bei zwei Darstellungen die Angabe einer Skala (S. 306f.).

Mit dem Landschaftsverständnis von Gersdorfs befasst sich der Landschaftsökologe Wolfgang Haber. Nach einer Skizze des zeitgenössischen Verständnisses von Landschaft wendet er sich von Gersdorf zu. Dessen Zeichnungen attestiert er ein Bemühen um Naturtreue. Soweit sie nicht Detailstudien dienten, vermittelten die Zeichnungen einen Gesamteindruck und erfüllten so eine Grundbedingung landschaftlicher Sicht. Im Reisebericht dagegen findet Haber wenig, was ein auf den Gesamteindruck zielendes Sehen erkennen lässt. Vielmehr herrsche eine «analytisch-deskriptiv-systematische» Einstellung gegenüber der Natur vor.

Die Publikation beleuchtet die Schweizer Reise von Gersdorfs in informativer Weise und hebt ausgewählte Aspekte hervor. Der Nutzen, insbesondere für die Forschung, wäre mit einer Gesamtbibliografie, allenfalls einem Personenverzeichnis, noch grösser gewesen. In jedem Fall bietet die Publikation eine wertvolle Einführung zur Edition des Reiseberichts, die im Internet zugänglich ist.

Tobias Krüger, Grafenried

**Kuert, Simon: Demokratie im Herzen der Schweiz.
Zum 100-Jahr-Jubiläum des Gemeindeparlaments Langenthal
1919–2019.**

Langenthal: Stiftung zur Förderung wissenschaftlich-heimatkundlicher
Forschung der Stadt Langenthal 2019. 172 S. ISBN 978-3-906948-00-3.

Die Stadt Langenthal zählt mit ihren rund 16000 Einwohnern zu den zehn bevölkerungsreichsten Gemeinden des Kantons Bern und ist das wirtschaftliche Zentrum der Region Oberaargau. Bereits in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts hatte sich eine Reihe von Textilbetrieben im Ort angesiedelt und Langenthal zu einem wichtigen industriellen Produktionsstandort gemacht. Bis zum Ende des Ersten Weltkriegs kamen zahlreiche Unternehmen und Betriebe der Maschinenindustrie sowie des Bau- und des Nahrungsmittelsektors hinzu, darunter die 1906 gegründete Porzellanfabrik. Der wirtschaftliche Aufschwung hatte auch gesellschaftliche Auswirkungen: Die Bevölkerungszahl stieg bis 1920 stetig auf über 6000 Einwohnerinnen und Einwohner an,

gleichzeitig entstand mit der wachsenden Industriearbeiterschaft ein sozialdemokratisches Milieu, das sich 1907 politisch in der Arbeiterunion Langenthal und Umgebung zusammenschloss.

Die Arbeiterunion reichte 1917 eine Initiative zur Einführung des Proporzverfahrens für die Wahl der politischen Behörden in Langenthal ein. Das neue Wahlrecht sollte der organisierten Arbeiterschaft eine angemessene Mitgestaltung der Gemeindepolitik ermöglichen, die bis anhin weitgehend von wohlhabenden Unternehmern und Gewerblern bestimmt worden war. Die Initiative mündete in der Schaffung eines 40-köpfigen Grossen Gemeinderats, der im März 1919 erstmals tagte und damit zu den ältesten der insgesamt 23 Parlamente im Kanton gehört. Seine Mitglieder wurden im Gegensatz zum Gemeinderat im Proporzverfahren gewählt. Die Linke (Sozialdemokraten und Grütliauer) vermochte bei den ersten Parlamentswahlen im Februar 1919 gleich 17 Sitze zu erringen. Als stärkste Partei ging jedoch die Neue Bürgerpartei aus den Wahlen hervor: Mit 21 Mandaten erreichte sie gar die absolute Mehrheit im neuen Parlament.

Kenntnis- und facettenreich beschreibt Autor Simon Kuert die Entstehung des Grossen Gemeinderats vor dem Hintergrund der zunehmenden politischen Polarisierung zwischen bürgerlichen und linken Kräften in der Schweiz vor, während und nach dem Ersten Weltkrieg. Als ehemaliger Pfarrer, langjähriger «Stadtchronist» und Herausgeber der *Langenthaler Heimatblätter* ist der Autor ein ausgewiesener Kenner der Langenthaler Lokalgeschichte. 2013 wurde er mit dem Kulturpreis der Stadt ausgezeichnet, 2020 erhielt er das Ehrenbürgerrecht. Entsprechend versiert und abwechslungsreich zeichnet er in seiner Jubiläumsschrift die Entwicklung des Stadtparlaments in den vergangenen 100 Jahren nach. Dabei erfährt man, wie die politischen Lager in der Zwischenkriegszeit gemeinsam eine «fruchtbare Diskussionskultur» entwickelten, die Sozialdemokraten bei den Gemeindewahlen im Dezember 1944 bei einer Stimmbeteiligung von nahezu 88 Prozent die Mehrheit gewannen und nach nur einer Legislatur wieder verloren und dass 1968 erstmals drei Frauen ins Langenthaler Parlament gewählt wurden, wobei Marie Schaffer-Murri gleich das beste Ergebnis aller Gewählten verzeichnen konnte. Ausführlich beleuchtet werden weiter die zunehmende parteipolitische Ausdifferenzierung der Parlamentszusammensetzung ab 1970, die in wechselnden Konstellationen bis heute anhält, und die Parlamentsarbeit seit 1997, als der Grosse Gemeinderat mit der neuen Stadtverfassung in den «Stadtrat» übergeführt wurde.

Bemerkenswert ist, dass sich die Jubiläumsschrift nicht auf die Darstellung der Geschichte des Parlaments und seiner institutionellen Entwicklung beschränkt, sondern darüber hinaus die gesamte Stadtgeschichte Langenthals seit 1900 in den Blick

nimmt. Der Autor spürt unter anderem der Entstehung der lokalen politischen Parteien nach, beschreibt Ortsplanung und Ausbau der Infrastruktur in der Nachkriegszeit und berichtet ausführlich über den spektakulären Verkauf von Aktien der onyx Energie AG an die BKW 2006, der 104 Millionen Franken in die Stadtkasse spülte. Dabei versteht er Parlamentsarbeit in eigenen Worten auch «als Spiegel der gesellschaftlichen Entwicklung» und zeigt, wie sozialpolitisch umstrittene Themen ihre Spuren auf lokalpolitischer Ebene hinterliessen. Auffallend ist dabei die hohe Bedeutung von Migrationsthemen wie Einbürgerung, Minarettverbot und Sozialhilfemissbrauch, die in Langenthal leidenschaftlich und kontrovers debattiert wurden. Durch die Wahl eines Vertreters der rechtsnationalen PNOS (Partei National Orientierter Schweizer) ins Parlament 2004 machte die Stadt gar national und international Schlagzeilen. Ausführungen des Autors zu möglichen Ursachen dieser Entwicklung sucht man allerdings vergeblich. Gerade vor dem Hintergrund der berechtigten Feststellung, dass feste ideologische Positionen in der Lokalpolitik an Bedeutung verloren haben, wäre eine vertiefte Auseinandersetzung mit der Frage nach der vergleichsweise grossen Resonanz rechtsnationaler Kräfte und Argumente in Langenthal interessant und wünschenswert gewesen.

Das tut dem ausgezeichneten Gesamteindruck des Buchs jedoch keinen Abbruch. Ergänzende Porträts von bedeutenden politischen Persönlichkeiten aus der Historie Langenthals und ausführliche Erinnerungen und Erfahrungsberichte früherer Gemeinde- und Parlamentspräsidenten machen die Jubiläumsschrift zu einer vielfältigen und anregenden Lektüre. Auch die unaufdringliche Gestaltung des Buchs mit Grafiken und historischem Bild- und Quellenmaterial ist informativ und sehr gut gelungen. Zusätzlich enthält die Jubiläumsschrift Verzeichnisse der Gemeindepräsidenten seit 1895, von allen bisherigen Ratspräsidentinnen und Ratspräsidenten (93) und von allen Parlamentsmitgliedern seit 1919 (rund 600) mit Berufsbezeichnung und Parteizugehörigkeit, was sie auch zu einem nützlichen Nachschlagewerk macht. Und zu guter Letzt schliesst sie mindestens teilweise die Lücke in der Forschung zur politischen Entwicklung Langenthals, denn nach wie vor fehlt eine breit angelegte Stadtgeschichte, wie sie beispielsweise Biel oder Thun kürzlich vorgelegt haben.

Daniel Weber, Liebefeld

Lüönd, Karl: Versuch, Erfolg, Irrtum. Telekomindustrie von Hasler zu Ascom.

(Schweizer Pioniere der Wirtschaft und Technik, Bd. 116). Zürich: Verein für wirtschaftshistorische Studien 2020. 128 S. ISBN 978-3-909059-79-9.

Karl Lüönd, bekannter Schweizer Journalist und Publizist, verfasste schon über 60 Biografien und Sachbücher zu wirtschafts- und medienhistorischen Themen. Für Sachkunde, Spannung und gediegenen Stil ist also gesorgt.

1963 publizierte der ehemalige Hasler-Mitarbeiter Walter Keller in dieser Reihe (Band 14) eine Doppelbiografie der Hauptprotagonisten der Hasler-Geschichte. Lüönd erweitert in seinem Nachfolgewerk die Personengeschichte zur Firmengeschichte. Damit ergibt sich eine klare Gliederung des Bands in vier Teile: I. Gustav Adolf Hasler (1830–1900) – Wurzeln und Wachstum; II. Gustav Hasler (1877–1952) – Von der Werkstätte zur Industrie; III. Neue Trägerschaft, neue Horizonte und eine grosse Fusion; IV. Turbulenzen und Neustarts.

Für den Aufbau eines Telegrafennetzes gab es keine privaten Anbieter in der Schweiz. Deshalb schuf der Bund 1852 die Eidgenössische Telegraphenwerkstätte. Hier begann der 24-jährige Handwerker Gustav Adolf Hasler 1855 seine Karriere. Mit 30 Jahren war er bereits Chef des Betriebs, und 1865 wurde er dessen Eigentümer, da der Bund sein «Start-up» privatisierte. Die folgenden Jahre zeigten: Harte Zeiten für Unternehmer sind innovative Zeiten. Um Auslastungsschwankungen abzufedern, musste diversifiziert werden. Hasler konstruierte Wasserstandsanzeiger, meteorologische Geräte, Ausrüstungen für Sternwarten, Geschwindigkeitsmesser für Züge und vieles mehr. Um 1880 stieg er in die Telefonie ein mit Apparaten, Zentralen und Verteilanlagen. Erst jetzt wurde aus der Werkstätte das Industrieunternehmen. Als der Firmengründer Anfang 1900 starb, übernahm der Sohn Gustav mit 22 Jahren ohne höhere technische Ausbildung die Firma. Ein Treiber der weiteren Erfolgsgeschichte war der Siegeszug des Telefons. Hasler automatisierte die Zentralen und bot Hauszentralen an. Dazu kam die Hochfrequenztelefonie. Ein Höhepunkt der Firmengeschichte war der legendäre Kurzwellensender Schwarzenburg. Der Diversifizierung dienten die neuen Sparten der Frankiermaschinen und der elektrischen Zugsicherung.

Gustav Hasler blieb kinderlos. Er erwog deshalb 1927 die unkonventionelle Idee, den Konzern seinem wichtigsten Kunden zu schenken, nämlich der PTT. Das war politisch zu heikel. So übertrug er 1948 die Firma testamentarisch der Stiftung Hasler-Werke. Wie wäre wohl die Hasler-Geschichte verlaufen mit einer dritten Generation der Gründerfamilie?

Der Stifter legte zwei Stiftungszwecke fest. Mit den Kapitalerträgen sollte in Zusammenarbeit mit den Hochschulen das schweizerische Fernmeldewesen gefördert werden. Die Stiftung wurde schnell zum wichtigsten Treiber der Aus- und Weiterbildung. Sie vergab Stipendien und engagierte sich unter anderem für den Aufbau einer schweizerischen Softwareschule.

Zum Zweiten hatte der Stiftungsrat zusammen mit dem Verwaltungsrat den Konzern zu führen. Konnte das auf die Dauer gut gehen? Zunächst ging es gut, man stiess ins Gebiet der Halbleitertechnik vor, baute Registrierkassen und war auf vielen Gebieten innovativ. Aber der Konzern war ein «Gemischtwarenladen». Er profitierte davon, dass die Schweiz vom Krieg verschont geblieben war, bediente einen riesigen Markt mit schwachem Wettbewerb und verschlief die Digitalisierung – die Uhrenindustrie lässt grüssen! Kritisch wurde es, als in den 1990er-Jahren das PTT-Monopol zu wanken begann und von aussen GATT, EFTA und EU Druck machten für eine liberale globale Wirtschaftsordnung. Typisch ist das Scheitern des digitalen Grossprojekts Integriertes Fernmeldesystem (1969–1983). Es kostete 220 Millionen Franken. Die einzige Erkenntnis: Liberalisierung zwingt zur Grösse. Das führte 1986 zur Fusion von Hasler, Autophon und Zellweger zur Ascom. Doch der Schritt, von den Zeitgenossen als radikal empfunden, kam zu spät. Eine wirkliche Integration der vormaligen Konkurrenten fand nicht statt – und unterdessen ging der Übergang von der Elektromechanik zur Elektronik mit rasanter Geschwindigkeit weiter. Investoren, Risikokapitalisten und Raider übten am Konzern, unter anderen die Schweizer Financiers Ernst Müller-Möhl und Tito Tettamanti.

Heute beliefert die Ascom als «One Company» praktisch ausschliesslich Spitäler mit Kommunikationslösungen und erwirtschaftete 2017 noch einen Jahresumsatz von 324 Millionen Franken (1987 waren es noch rund 2 Milliarden Franken). Was blieb, ist bis heute die starke bauliche Präsenz der einstigen Weltfirma im Berner Stadtbild.

Diese Entwicklung – ein Lehrstück der jüngsten Schweizer Industriegeschichte – wird geschickt visualisiert mit vielen Abbildungen von Produktionsstätten und Produkten, aufgelockert durch gut ausgewählte Originalzitate aus den Archiven und bereichert durch Kurzbiografien von handelnden Personen. Alles wird gestalterisch sehr ansprechend serviert.

Christoph Zürcher, Bern

Metz, Peter: «Schulen auf besonnter Höhe». Gründung und Entwicklung von alpinen Mittelschulen in der Schweiz.

Chur: Tardis 2019. 360 S. ISBN 978-3-9525049-0-1.

Die Geschichte der Mittelschulen wird gerne als Festschrift oder Fallbeispiel anhand einer Einzelschule untersucht.¹ Peter Metz, Bildungshistoriker und emeritierter Professor der Pädagogischen Hochschule Nordwestschweiz in Basel, fokussiert mit seiner ausführlichen Studie zu Gründungen und Entwicklungen alpiner Mittelschulen nun aber auf diesen besonderen Schultypus in der gesamten Schweiz für die Zeit zwischen 1875 und 1950. Die ab 1875 gehäuft auftretenden Gründungen alpiner Mittelschulen in privater, nicht konfessioneller Trägerschaft verortet Metz im Gesundheitsdiskurs der Zeit, der etwa über das Konzept der gesunden Höhenluft, aber auch über den Bergtourismus und -sport eng mit einer Mythologisierung der Alpen verflochten war.

Aus einer für die Schweiz ermittelten «Grundgesamtheit» (S. 17, 30f.) von 42 alpinen Mittelschulen werden deren 16 bezüglich ihrer Gründungsmotive und -hintergründe, der Gründerpersonen sowie der jeweiligen Schulprofile näher untersucht. Angesichts einer fehlenden Archivierungspflicht für Privatschulen beschreibt Metz die Quellenlage als schwierig. Mit akribischer Recherchearbeit gelang es ihm dennoch, für die 16 ausgewählten Institute Jubiläumsschriften, Jahres- und Zeitungsberichte sowie Prospekte zusammenzutragen, um die einzelnen Institutionen und ihre Leitungen zur Darstellung zu bringen.

Eingeteilt in regional geordnete Kapitel werden die einzelnen Schulen nacheinander porträtiert. Erst im Resümee auf den letzten gut 30 Seiten werden «Grundmuster» (S. 297) eruiert, Schulprofile analysiert, die Kontexte des Alpenmythos, des Gesundheitsdiskurses noch einmal ausführlich diskutiert sowie auch die engen Verbindungen zu den Entwicklungen von Tourismus und Hotellerie besprochen. Der Band schliesst mit kurzen Beschreibungen von Spannungsfeldern und Anschlussfragen. Im Anhang finden sich ein wiederum nach den einzelnen Privatinstituten unterteiltes Quellen- und Literaturverzeichnis sowie ein Personen- und Ortsregister.

Im Kanton Bern lagen zwei der porträtierten alpinen Mittelschulen. Der Autor weist ihm bezüglich Schulprofilen eine Art «Brückenfunktion» zu (S. 299), indem auf seinem Gebiet sowohl die eher in der Westschweiz vertretene Schulform mit Doppelstandorten als auch die eher in der Ostschweiz verbreitete Schule auf mittlerer Höhenlage vorkamen.

Eine solche Schule auf mittlerer Höhenlage stellte die von Paul Geheeb geleitete Ecole d'Humanité auf dem Hasliberg dar. Paul und Edith Geheeb-Cassirer, durch den Nationalsozialismus zur Emigration aus Deutschland gezwungen, liessen sich mit ein

paar Zöglingen der von ihnen gegründeten Odenwaldschule zunächst in der Westschweiz nieder, bevor sie ihr Institut 1946 nach Goldern verschoben. Zentrale Pfeiler des konzeptionell nach wie vor eher an einem Landerziehungsheim ausgerichteten Schulkonzepts bildeten die koedukativ geführte Schulgemeinschaft sowie das Ziel, Individualität und eine Nationalitäten überwindende Humanität heranzubilden, die letztlich als Beitrag zur Friedenssicherung verstanden wurden (S. 225, 231).

Ein deutlich anderes Profil wies das 1915/16 eröffnete Töchterinstitut Elfenau auf. Verteilt auf zwei Standorte – Bern und Grindelwald – zielte es auf die Vorbereitung bürgerlicher Töchter aus unterschiedlichen europäischen Ländern auf ein standesgemässes Leben als Hausfrau und Mutter sowie auf Examen in Bereichen wie Sprachen, Hauswirtschaft, Handel, Sekretariat oder auch Naturwissenschaften (S. 205, 210). Das Schuljahr war rhythmisiert durch die Wechsel zwischen den Standorten: dem ehemaligen Hotel «Alpina» in Grindelwald, das im Hochsommer und Winter als idealer Ausgangspunkt für Sommer- und Wintersport galt, und der stadtnahen und modernen Villa Elfenau im Frühling und Herbst. Die Übernahme einer ehemaligen Hotelanlage durch eine Privatschule war in der untersuchten Zeit keine Seltenheit und spiegelt auch den im Zug des Ersten Weltkriegs erfolgten Einbruch der Hotellerie in der Schweiz. Die mit Emma Louise Fischer-Chevallier weibliche Leitung des Instituts Elfenau war hingegen eher aussergewöhnlich, waren die meisten Institutsleiter doch durch ihre Ehefrauen unterstützte Männer – auch an den Mädcheninstituten (S. 306). Dabei übernahmen die Ehefrauen durchaus zentrale Aufgaben etwa in Bereichen der Organisation von Haushalt und Personal oder der Erziehung und Lehre (S. 306f.). Metz vermutet daher, Privatschulen hätten einen besonderen Beitrag zur Emanzipation der Frauen geleistet, und ruft zur weiteren Untersuchung dieser Frage auf (S. 320).

Als nicht nur den Berner, sondern allen untersuchten Schulen gemeinsame Merkmale eruiert Metz ihre Orientierung am internationalen Bildungsmarkt sowie die Indienstnahme des Images der Schweiz als touristisch und landschaftlich attraktives Reiseziel mit stabilen politischen und wirtschaftlichen Verhältnissen, welche die werbend stets in den Vordergrund gerückten Aspekte Gesundheit, Erholung und Sport plausibel erscheinen liessen (S. 317). Dass die hochpreisigen Bildungsangebote an den alpinen Mittelschulen auf eine Elite zielten, liegt auf der Hand und führte teilweise zu Spannungen mit der ortsansässigen Bevölkerung. Diese Spannung zwischen lokaler Verwurzelung und internationaler Ausrichtung der Institute dürfte auch darin begründet liegen, dass viele Schulgründer nicht aus den Standortkantonen oder aus der Schweiz stammten (S. 303, 318f.).

Die Tätigkeit gewisser Akteure an mehreren der alpinen Mittelschulen wirft indes Fragen nach der Zirkulation von Wissen und Personal zwischen den Instituten auf,

die eine stärkere Verbindung der 16 Einzelporträts oder gar eine nach systematischen Kriterien geordnete Untersuchung nahegelegt hätten. Dennoch versammelt das Werk in einem sorgfältig recherchierten Tableau die verschiedenen Porträts der alpinen Mittelschulen und bereitet so bisher nirgends nachschlagbares Wissen auf. Darüber hinaus lassen die durch die Verknüpfung mit ausserhalb der Bildungsgeschichte liegenden Teilgebieten der Historiografie (Tourismus-, Verkehrs- und Alpengeschichte) angeregten Fragen nicht nur die Lektüre dieser Studie, sondern auch eine weitere Beschäftigung mit der zugleich ergiebigen und aussergewöhnlichen Thematik als lohnend erscheinen.

Andrea De Vincenti, Bolligen

¹ So für Bern etwa Stalder, Birgit: *Der Gymer. Geschichte und Gegenwart des Gymnasiums Kirchenfeld*. Thun 2018.

Müller, Felix: Rastlos. Das erstaunliche Leben des Archäologen und Erfinders Jakob Wiedmer-Stern (1876–1928).

Zürich: Chronos 2020. 240 S. ISBN 978-3-0340-1599-8.

Kaufmann, Archäologe, Hotelier, Museumsdirektor, Schriftsteller, Erfinder, Journalist, Historiker, Chemiker, Ingenieur, Geologe, Zeichner, Entdecker, Restaurator, Karikaturist, Diplomat und Philhellene. Dies alles war Jakob Wiedmer-Stern gemäss seinem Biografen Felix Müller – ein volles Programm, wenn man bedenkt, dass dafür nur ein Leben zur Verfügung stand. Jakob Wiedmer kam 1876 als Kind des Zuckerbäckers Jakob Wiedmer senior in Bern zur Welt. Bald darauf zog die Familie nach Herzogenbuchsee, wo Jakob Wiedmer die Schule besuchte. Den Besuch des Gymnasiums verhinderte der Vater, der von Studierenden nicht viel hielt. So absolvierte der Junior eine kaufmännische Lehre. 1897 zog er nach Zürich, blieb dort aber nicht lange. Schon 1898 konnte er im Auftrag eines unbekanntenen Arbeitgebers als Kaufmann nach Athen übersiedeln, wo er bis 1901 lebte.

Schon als Jugendlicher begeisterte sich Jakob Wiedmer für die Archäologie; als 17-Jähriger konnte er erstmals an einer Ausgrabung teilnehmen. 1897 führte er in Niederönz seine erste Ausgrabung in eigener Regie durch. Auf der Reise nach Athen hatte er die Gelegenheit, Kontakte zu führenden griechischen Archäologen zu knüpfen, die er nach seiner Ankunft weiter pflegte. Er befasste sich intensiv mit der griechischen Geschichte und sammelte archäologische Fundstücke, von denen er eine grosse Zahl dem Historischen Museum in Bern zukommen liess. Nach seiner Rückkehr aus Athen liess sich Jakob Wiedmer im Oberaargau nieder, wo er sich ab 1902 neuen Ausgrabungen widmete. Gleichzeitig verfasste er zwei Romane, von denen namentlich die *Flut* in der

Öffentlichkeit gut aufgenommen wurde. 1904 heiratete er Marie Stern, die in Wengen das Hotel «Stern» besass. Für kurze Zeit betätigte sich das Ehepaar Wiedmer-Stern als Hoteliers; schon 1905 verkauften sie jedoch das Gasthaus. Jakob Wiedmer-Stern war als Konservator und Vizedirektor ans Historische Museum gewählt worden, dessen Direktor er 1907 wurde. 1906 leitete er die bahnbrechenden Ausgrabungen in Münsingen-Rain, die ihn international bekannt machten. Wiedmer-Stern war der Erste, der bei der Interpretation von Ausgrabungen die Horizontalstratigrafie anwandte. Dies war eine seiner bedeutendsten Leistungen. Daneben war er an diversen weiteren Ausgrabungen beteiligt, bis er 1910 seinen Posten im Museum räumen musste. Zudem war er weiterhin publizistisch tätig, und er fand auch noch die Zeit, bei der Gründung der Schweizerischen Gesellschaft für Urgeschichte mitzuwirken. Seine Stelle im Museum verlor er, weil er neben seiner Tätigkeit als Direktor private Finanzgeschäfte betrieb – er beteiligte sich an der Finanzierung der Strassenbahn in Konstantinopel –, für die er für längere Zeit in die Türkei reiste. Als er wegen einer zweiten Türkeireise abermals seine Pflichten als Direktor vernachlässigte, war das Mass voll. Weitere Investitionen beschäftigten ihn nach seinem Abgang aus dem Museum, so Beteiligungen an einer Silber- und Bleimine in den Vogesen, am Asphaltabbau in Sizilien und an Silberminen in Nevada. Der Erste Weltkrieg liess die Investitionen zum Fiasko werden; Wiedmer-Stern war gezwungen, sich nach einer neuen Einkommensquelle umzusehen. Obwohl er viele Erfindungen beim Patentamt anmeldete, blieb deren wirtschaftlicher Erfolg aus. Deshalb wurde Wiedmer-Stern wieder journalistisch tätig. Trotzdem liess sich der Konkurs 1922 nicht mehr abwenden. In den letzten Jahren brachte er sich mit dem Schreiben von Artikeln und Kurzgeschichten durch; seinen letzten Roman konnte er noch fertigstellen, publiziert wurde er aber erst 1940, zwölf Jahre nach seinem Tod.

Die Biografie von Jakob Wiedmer-Stern ist nicht nur wegen ihres Protagonisten ein eindrückliches Werk, sondern auch wegen der Arbeitsweise ihres Autors. Obwohl die Handlung spannend wie ein Roman ist, sind die Details minutiös recherchiert; jede Angabe ist mit Quellen belegt, und wenn doch einmal eine Lücke gefüllt werden musste, ist sie klar als Vermutung deklariert. Der Autor hat die Aufenthaltsorte Wiedmer-Sterns selbst besucht und teilweise auch Fotos davon publiziert, was die Arbeit noch lebendiger macht. Grossen Wert legt der Autor auf das Umfeld Wiedmer-Sterns. So werden immer wieder Personen und Werke vorgestellt, mit denen dieser zu tun hatte. So schildert Felix Müller die Verhältnisse und die berühmten Gäste im Haus des Doktors Krebs in Herzogenbuchsee, mit dessen Kindern Jakob Wiedmer in seiner Jugend spielte. Die Hochzeitsreise nach Bad Boll gibt ihm Anlass, über das pietistische Milieu von Wiedmer-Sterns Frau Marie zu schreiben, deren Eltern dort lebten. Immer wieder bespricht er Schriften von Zeitgenossen, die Wiedmer-Stern beeinflusst hatten, oder er schildert

ausführlich den Inhalt von Arbeiten Wiedmer-Sterns selbst. So kombiniert er gekonnt die Aktivitäten Wiedmer-Sterns mit dessen geistigem Hintergrund. Genau so eng verwoben sind Privat- und Berufsleben, was der Autor insofern berücksichtigt, als er auf eine getrennte Darstellung der beiden Bereiche verzichtet. Für den Leser entsteht dadurch ein buntes Panorama verschiedenster Aspekte, was nicht nur das Leben Jakob Wiedmer-Sterns, sondern auch die Lektüre der Biografie spannend macht.

Philipp Stämpfli, Bern

Nicolai, Bernd; Schweizer, Jürg (Hrsg.): Das Berner Münster. Das erste Jahrhundert: von der Grundsteinlegung bis zur Chorvollendung und Reformation (1421–1517/1528).

Stuttgart: Schnell & Steiner 2019. 647 S. ISBN 978-3-7954-3428-1.

Das Berner Münster St. Vinzenz ist eine der bedeutendsten spätgotischen Stadtkirchen (S. 343) und «die grösste und wichtigste spätmittelalterliche Kirche der Schweiz» (Klappentext). Es ist zugleich Symbol bernischer Selbstrepräsentation und Loslösung von der Deutschordenskommande in Köniz (S. 61–65; 85), Demonstration der bernischen Reichszugehörigkeit auf mehreren Ebenen (S. 54–56; 252; 343; 376; 451; 551; 605) und «Höhepunkt einer Reihe von Massnahmen, die den Staat Bern erst hervorbringen sollten» (S. 371). Viele Befunde sind im Hinblick auf Ausstattungsqualität und Erhaltung der Originalsubstanz singular. Hier sind insbesondere die Heiligenbüsten der Schlusssteine und ihre polychrome Farbfassung (S. 489–493; 505–533) sowie die Glasfenster (S. 372–431) hervorzuheben, Gleiches gilt auch für das Glockenensemble (S. 586–597) und die weitgehende Einzigartigkeit bestimmter architektonischer beziehungsweise kompositioneller Lösungen, etwa bei der Westfassade (S. 599).

Wie die beiden Herausgeber bereits im Vorwort schreiben, fügt sich der Band in die Reihe der in den letzten Jahrzehnten erschienenen, zum Teil mehrbändigen Werke zu bedeutenden Kirchenbauten ein, ohne dass jedoch eine «inventarmässige Erschliessung angestrebt» wird (S. 9). Zwar werden in dem Band «nur» die knapp beziehungsweise gut 100 Jahre von der Grundsteinlegung 1421 bis zur Chorvollendung 1517 respektive zum sogenannten Bildersturm – quellenkonform ausgedrückt: dem «Abtun der Bilder» (S. 554) – in Bern im Jahr 1528 schwerpunktmässig thematisiert (ein Folgeband ist angekündigt); dennoch kommen die Autoren und Autorinnen nicht umhin, die Umbauten und die Restaurierungsgeschichte zumindest kurz zu thematisieren. Auch wenn der Innenraum von Restaurierungsmassnahmen weitgehend verschont geblieben ist (S. 494–542), sind die Dachwerke teilweise jünger (S. 208–217; 323) und wurden bis zum Ende des 20. Jahrhunderts umfangreiche Steinaustauschungen an den Münster-

fassaden vorgenommen (S. 15–36; Tafel 1 S. 146–147). Inzwischen hat ein konservatorischer Paradigmenwechsel dahin stattgefunden, dass die Originalsubstanz als Primärquelle (S. 15–21; 25–34) erhalten wird und «Prozesse nicht getilgt, sondern als Zeitzeugnisse bewahrt» (S. 540) werden.

Eine Besprechung sämtlicher Beiträge des hochkarätigen Autorenfelds ist an dieser Stelle leider nicht möglich; hervorzuheben ist aber die starke Präsenz von Alexandra Drudzynski von Boetticher und Peter Völkle, die jeweils drei Beiträge sowie einen gemeinsamen Beitrag beigesteuert haben und die Themenkreise Architekturgeschichte/Bauforschung beziehungsweise Steinbearbeitung im Band abdecken. Mehrfach hervorgehoben wird in den architekturhistorischen und primär auf die Bauplastik ausgerichteten Beiträgen die Bedeutung sowie das erweiterte Forschungspotenzial der Komplettaufnahme des Bauwerks durch dreidimensionale Fotogrammetrie, die nicht nur eine verzerrungsfreie Grundlage für steingerechte Pläne liefert (S. 14–16), sondern zum Teil auch «Einblicke wie nie zuvor» in ansonsten nicht zugängliche Bereiche gewährt (S. 452f.). Diese bilden auch das Grundgerüst für die zahlreichen, mehrheitlich als Weissmodelle ausgeführten Visualisierungen (siehe dazu S. 218–229) einzelner Bauphasen beziehungsweise nie faktisch realisierter Bauintentionen, die jedoch im Befund ablesbar sind.

Kleinere Unstimmigkeiten im Werk sind allenfalls im Layout auszumachen, etwa ein etwas unorthodox anmutender Umbruch einer Überschrift am Spaltenende (S. 530). Relativ schwer auffindbar sind beim Lesen die mit Grossbuchstaben nummerierten mehrheitlich ganzseitigen Bilder, die zwischen den Beiträgen in das Buch eingestreut sind; hier wären vielleicht Seitenverweise angebracht gewesen. Häufig verwiesen wird auch auf die Nummerierung einzelner Joche, die sich aber nicht auf dem Faltpfan des Grundrisses wiederfinden. Die zweimal (S. 36; 146 f.) abgedruckte Grafik der Tafel 1 zur Verortung sowie die seitenübergreifenden Phasenpläne auf den Tafeln 2–7 (S. 148–157) wären als Faltpfäne vielleicht ebenfalls leichter auffindbar gewesen, im letzteren Fall hätte man damit auch das Problem des Falzes umgehen können. Diese Schwierigkeiten könnten aber gegebenenfalls durch eine digitale Version des Werks ohne Weiteres ausgeräumt werden.

Der Band verwebt Architekturgeschichte, Kunstgeschichte, Bautechnik, Restaurierung, internationale historische Verknüpfungen und einen Hauch von Archäologie transdisziplinär zu einem ausserordentlich dichten und bildgewaltigen Ganzen und setzt das Berner Münster in den Kontext städtischer Repräsentation an Stadt- und Reichskirchen (wobei insbesondere die Parallelen zwischen Bern und Ulm sehr stark ausgeprägt sind), der Wechselbeziehungen zwischen den «Stararchitekten»-Dynastien (S. 234; 259) Ensinger und Parler sowie der Abläufe auf einer Grossbaustelle im aus-

gehenden Mittelalter. Minutiöse Beschreibungen von Baudetails, aber auch Erläuterungen der Forschungsabläufe sind in ungewöhnlich hohem Masse direkt in den Text eingeflossen. Gerade die reichhaltigen Bezüge in die wissenschaftliche und handwerkliche Praxis tragen zusammen mit dem Abbildungsreichtum und den zahlreichen Zitaten aus Primärquellen dazu bei, den Band nicht nur informativ, sondern auch belebt zu gestalten. Dies macht ihn einerseits zur Pflichtlektüre für das Fachpublikum, nicht weniger interessant sein dürfte er aber für Studierende der einschlägigen Fachrichtungen, Touristenführer und interessierte Bernerinnen auf der Suche nach einem tieferen Einblick in die Forschung – im Bedarfsfall vielleicht mit einem Architekturlexikon zur Hand. Wie die meisten Sammelbände zu wichtigen Bauten und Baukomplexen ist auch der Berner Münsterband eher ein Werk, das sich zum punktuellen Konsultieren als zum Lesen in einem Zug eignet, jedoch ist auch Letzteres aufgrund der Vielfältigkeit des Bands durchaus möglich. Fast ist man versucht, das im Werk mehrfach verwendete, von Konrad Justinger um 1420 im Vorfeld des Münsterbaus geäußerte Zitat «Got ist ze Bern burger worden» (S. 371; 403) zu einem Wortspiel mit «Buch» umzuwandeln.

Elias Flatscher, Zürich/Basel

**Ritzer, Nadine: Der Kalte Krieg in den Schweizer Schulen.
Eine kulturgeschichtliche Analyse.**

Bern: hep 2015. 568 S. ISBN 978-3-0355-0275-6.

Es dauert manchmal etwas länger, bis man auf ein gutes Buch aufmerksam wird, und manchmal dauert es dann noch einmal seine Zeit, bis einem bewusst wird, wie bedeutsam das Werk wirklich ist. Genau dies ist mit der vorliegenden Publikation geschehen, die schon seit einiger Zeit veröffentlicht war, als ich angefragt wurde, sie zu besprechen, und die dann noch viele Monate auf meinem Schreibtisch lag, ohne dass ich wusste, wie und weshalb ich dieses Buch einer breiteren Leserschaft empfehlen sollte, abgesehen davon, dass es sich hierbei um eine qualitativ hochstehende kulturhistorische Dissertation zur Schule handelt, eine Form der Schulgeschichte, die ihr Potenzial erst in jüngerer Zeit entfaltet hat.

Was spricht dafür, das Buch gerade zum jetzigen Zeitpunkt zu besprechen? Es ist die kollektive Erfahrung, von einem äusseren Feind – in diesem Fall einem Virus – an Leib und Leben bedroht zu sein. Diese Erfahrung dürfte vielen nach 1980 geborenen Schweizerinnen und Schweizern eher fremd sein, nicht aber denjenigen Generationen, die den Zweiten Weltkrieg oder den Kalten Krieg bewusst miterlebt haben. Und damit bin ich beim Thema des vorliegenden Buchs.

In ihrer umfangreichen Publikation befasst sich Nadine Ritzer, die an der Pädagogischen Hochschule Bern Fachwissenschaft und Fachdidaktik Geschichte lehrt, mit dem Kalten Krieg in den Schweizer Volksschulen. Wie der Untertitel des Werks verrät, handelt es sich um eine «kulturgeschichtliche Analyse» der Beeinflussung der Schule durch den in der Weltpolitik alles überschattenden Ost-West-Konflikt beziehungsweise der vielfältigen Reaktionen der Schule auf denselben.

Ihre Arbeit, so schreibt Ritzer in der Einleitung, «berührt verschiedene Forschungsfelder: Die Forschung über den Kalten Krieg und dessen Auswirkungen auf die Schweiz, Fragen der historischen Bildungsforschung, Themen, die traditionellerweise von der Geschichtsdidaktik bearbeitet werden, wie etwa die Entwicklung der Schulbuchdarstellungen oder der Unterrichtspraxis, sowie theoretisch-kulturgeschichtliche Themenfelder» (S. 37). Damit ist das weite Interessenspektrum, das dieses Buch auszeichnet, von Anfang an aufgespannt.

Nach den ersten beiden Kapiteln, in denen die für eine Dissertation üblichen fachwissenschaftlichen, theoretischen und methodischen Ausführungen dargelegt werden, befasst sich Ritzer in drei umfangreichen Kapiteln mit dem Gegenstand ihrer Untersuchung.

Die Darstellung ihrer auf Quellen basierenden Forschung beginnt mit dem Thema «Aufgabe der Schule im Kontext des Kalten Krieges» (S. 129). In diesem Kapitel rekonstruiert Ritzer Diskurse zur Geistigen Landesverteidigung, zur Stiftung kultureller Kohärenz, zum Nutzen von Zeitgeschichte im schulischen Unterricht, zur Friedensförderung und zur Demokratieverziehung. Für diesen Teil der Arbeit stützt sich die Autorin vor allem auf die Verbandsorgane schweizerischer Lehrer- und Lehrerinnenvereine als Quellen. Dabei geht es ihr, wie für eine Diskursanalyse üblich, «weniger darum zu zeigen <wie es war>, als vielmehr darum zu eruieren, was wie wahrgenommen und interpretiert wurde» (S. 97).

Im vierten Kapitel widmet sich Ritzer der «Rolle der Lehrperson im Spannungsfeld gesellschaftlicher Erwartungen» (S. 342). Hier stehen die ganz konkreten Folgen, die der Kalte Krieg beziehungsweise der politische und gesellschaftliche Umgang mit demselben auf das berufliche Leben von Lehrpersonen hatte, im Fokus. Gleichzeitig ist aber auch von Interesse, wie Lehrpersonen in den jeweiligen Situationen als individuelle Akteurinnen und Akteure handelten. Dies stellt Ritzer anhand mehrerer detaillierter rekonstruierter Beispiele dar.

Das fünfte Kapitel befasst sich mit dem Kalten Krieg als Unterrichtsgegenstand. Dabei untersucht Ritzer, wie der Ursprung des Ost-West-Konflikts, der Ungarnaufstand, der «Prager Frühling» und schliesslich auch die Dritte Welt und damit verbunden die verschiedenen Stellvertreterkonflikte in der Schule behandelt wurden.

Der letzte Aspekt ist insbesondere deshalb interessant, weil hier eine Verschiebung von einem Ost-West-Konflikt hin zu einem Nord-Süd-Konflikt sichtbar wird. Darüber hinaus ist dieses Kapitel bemerkenswert, weil es eine gründliche kulturhistorische Lehrbuchanalyse darstellt, von denen es – zumal in dieser Qualität – noch immer viel zu wenige gibt.

Jedes der Kapitel drei, vier und fünf ist mit einem Fazit abgeschlossen, was sinnvoll ist, denn so können sie als eigenständige Texte gelesen und allenfalls auch im Hochschulunterricht verwendet werden. Abgeschlossen wird das Buch durch ein weiteres Fazit, einen Ausblick und eine ausführliche Bibliografie.

Die gründliche Quellenbearbeitung und ihre sehr ausführliche Darstellung führen zu gewissen Längen und Redundanzen im Text. Letztere liessen sich vermutlich nicht vermeiden. Dessen ungeachtet liest sich die Arbeit sehr gut.

Schule ist mehr als der Ort, an dem Kulturtechniken wie Lesen, Schreiben und Rechnen vermittelt werden. Schule ist eine der zentralen gesellschaftlichen Institutionen, deren Bedeutung für Enkulturation, Sozialisation und Bildung kaum unterschätzt werden kann – auch dies wurde und wird in der aktuellen Pandemie-Situation offensichtlich. Schule als gesellschaftliche Institution ist immer auch durch ihren Kontext geprägt, was besonders in Krisenzeiten deutlicher zutage tritt als sonst. Schule ist Bedrohungen, wie der Kalte Krieg eine war, jedoch nicht einfach nur ausgeliefert. Zwar ist sie in gewissem Sinn ein Spielball von Akteurinnen und Akteuren, die sich die Ängste und Sorgen der Menschen zunutze zu machen wissen. Aber die Schule beziehungsweise die in ihr arbeitenden Lehrpersonen sind selbst auch Akteurinnen und Akteure, die durchaus ihren eigenen Weg im Umgang mit bedrohlichen Situationen suchen und finden. In dieser Hinsicht, schreibt Ritzer, wurde die Schule «als zentrale Instanz für die Tradierung gesellschaftlicher Werte, kultureller Techniken und von Inhalten des kulturellen Gedächtnisses [...] zu einem zentralen Schauplatz der ideologischen Auseinandersetzung des Kalten Krieges» (S. 96). Es lässt sich vermuten, dass die Schule mit der Zeit ebenso zu einem Schauplatz der Auseinandersetzung mit der Corona-Pandemie werden wird. So gesehen ist das vorliegende Buch durchaus mehr als «nur» eine historische Arbeit, denn es liefert auch Hinweise und Ansätze zum besseren Verständnis dessen, womit wir uns gegenwärtig – und in naher Zukunft – zu beschäftigen haben.

Lukas Boser, Bern

**Roland, Isabelle: Les maisons rurales du canton de Berne.
Tome 4.2: Le Jura bernois.**

Bâle: Société suisse des traditions populaires 2019. 548 p.
ISBN 978-3-906124-28-5.

Als zweitletzten Band der Buchreihe über die Schweizer Bauernhäuser legt die erfahrene Waadtländer Kunsthistorikerin Isabelle Roland ein stattliches Werk über die ländliche Architektur des Berner Juras vor. Das Buch umfasst knapp ein halbes Jahrtausend einer erstmals systematisch erfassten Baukultur aus dem 16. bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts. Anfangs noch unter der Herrschaft des Fürstbischofs von Basel, gelangte der Jura von Biel bis zur Ajoie 1815 an den Kanton Bern. Nach der Gründung der «Republik» Jura ist der verbliebene Rest im Süden aber nicht nur geopolitisch alles andere als vernachlässigbar: Seine kulturelle Andersartigkeit bildet mehr als einen willkommenen Farbtupfer in der vielfältigen Berner Hauslandschaft.

Nach einer einführenden «Landeskunde» durch die Historikerin Laurence Marti illustriert die Hauptautorin die oft parallel zu den Höhenkurven angelegten Gemeindefluren vom ehemaligen Zelgareal bis hinauf zu den Wiesen, Weiden und Wäldern. In den Dörfern reihen sich die Häuserzeilen meist den Strassen entlang auf. Dieses Bild gilt allerdings für die Zeit vor der Uhrmacherei, die ein Dorf wie Saint-Imier nach dem Brand von 1857 schachbrettartig neu aufbaut und es dabei unglaublich verdichtet: Der Einwohnerbestand von 900 im Jahr 1810 wächst bis 1880 auf 7000 an. Im Gegensatz dazu haben die bäuerlich gebliebenen Gemeinden ihre überkommene Textur beibehalten.

Neben der jahrhundertelangen Ausbeutung der wenigen Bodenschätze (Eisenerz, Kalkstein) gewann auch die traditionelle Landwirtschaft ab dem 16./17. Jahrhundert nochmals neuen Schub. Die auf über 1000 m gelegenen Waldgebiete wurden vorab von Täufern besiedelt, die vor der Intoleranz des altbernischen Regimes fliehen mussten. Mit ihren Schulen samt Kapelle leben sie zum Teil bis heute eine eigentliche Subkultur, die sich auch in der Gestaltung ihrer Häuser abzeichnet.

Zum Bild des typischen «Jurahauses» gehört laut Titelbild eine breit hingelagerte, massive Giebelfront mit sorgfältig behauenen Fenstergliedern aus einheimischem Kalkstein, die auch die Nachbargebiete Neuenburgs und der Waadt sowie die angrenzende Franche-Comté prägt. Wie die Autorin in einer Übersicht der bäuerlichen Mehrzweckhäuser darstellt, ist im Berner Jura dieser Typus («à pignon frontal») allerdings in der Minderzahl. Fast zwei Drittel der Bauten präsentieren nämlich ihre Hauptfassade auf der Längs-, das heisst der Traufseite (etwas unglücklich mit «à pignons latéraux» umschrieben). Daneben gibt es einige sehr altertümlich wirkende Walmdachbauten, zum

Beispiel das berühmte Haus des Banneret Wisard in Grandval aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts.

Fleisch und Blut erhalten die schematischen Typologien in den exemplarischen Monografien. So wird auf zehn Seiten anhand von neun Planzeichnungen und elf Fotografien ein Haus aus Souboz von 1684, umgebaut 1825, mit allen wünschbaren Details aus der Baugeschichte porträtiert. Sein typologisches Gegenstück, nämlich ein Einzelhof aus der Gemeinde Renan, datiert 1621 bis 1624, präsentiert gleich zwei gleichwertige Giebelfassaden auf der Süd- und der Nordseite. Bauherrschaft wie Handwerker stammen aus dem angrenzenden Neuenburger Hochland, was für den westlichen Berner Jura nicht ungewöhnlich war.

In neuerer Zeit gab es einen anderen, diesmal «nostalgischen» Import von Bauernhausformen aus südlicher Richtung. Nach der Epoche der Täufer sind immer wieder Deutschschweizer Landwirte eingewandert. Nicht selten brachten Emmentaler Bauherren ihre Vorbilder aus der alten Heimat mit, zum Beispiel die Ründi- und Querfirsthäuser, die allerdings auch dem Zeitgeist des Heimatstils entsprachen.

Die Gründung der stattlichen Berghöfe (*métairies*) in den «hautes joux» war im Ancien Régime ein Privileg des Fürstbischofs sowie klösterlicher und patrizischer Eigentümer. Als Pächter sowohl der ganzjährigen wie der temporären Betriebe auf den eigentlichen Alpen rief man auch hier oft Berner Bauern.

Neben den Mehrzweckgebäuden kommen die «Nebenbauten» im weitesten Sinn nicht zu kurz, im Gegenteil: Isabelle Roland räumt ihnen ebenso viel Platz ein wie den Bauernhäusern. Sie bietet uns damit ein umfassendes Bild der ländlichen Architektur. Dazu gehört vor allem das ganze Spektrum der öffentlichen und gewerblichen Bauten. Im trockenen Jurakarst spielen auch Brunnen und Zisternen eine wichtige Rolle. Eher unerwartet sind die zahlreichen Getreide- und Vorratsspeicher, gepflegte, meist zwischen 1650 und 1750 datierte Kleinbauten, die vom ehemaligen Ackerbau im Berner Jura zeugen. Es gibt davon nicht weniger als 350, ohne die vielerorts auch im Dachgeschoss des Hauses eingebauten Kornkästen.

Schulen, Käsereien und Verkaufsläden sind eine Erscheinung des 19. Jahrhunderts, während Schmieden, Mühlen und Sägereien für das ländliche Wirtschaften schon seit dem Spätmittelalter unentbehrlich waren. In der ausgeklügelten Technologie dieser wassergetriebenen Gewerbe erweist sich die Autorin als unbestrittene Expertin. Auch die Ziegeleien liegen ihr am Herzen. Sie ermöglichten den Wechsel von der brandgefährdeten Schindel- zur Hartbedachung. Neben der eindrucklichen, *in situ* erhaltenen Anlage von Orvin kann heute die bis 1905 aktive Ziegelei von Péry im Freilichtmuseum Ballenberg besichtigt werden.

Keine Wünsche offen lässt Isabelle Roland in der 200 Seiten umfassenden Darstellung der reichhaltigen architektonischen Details des Bandgebiets. Die ausnahmslos hervorragenden und einsichtig kommentierten Fotografien machen die Lektüre zum Genuss. Es wäre vermessen, in diesem Rahmen die unglaubliche Vielfalt der Erscheinungen nachzeichnen zu wollen. Zwei funktional lebenswichtige Spezialitäten seien erwähnt: die archaisch und zugleich repräsentativ wirkende gewölbte Küche, mit und ohne *tué*, den pyramidenförmigen Rauchfang, und das *devant-huis*, der im rauen Lokalklima geschützte Raum vor der Stallscheune.

Ein Wermutstropfen bleibt: Das Ortsregister mit bis über 100 Seitennennungen pro Gemeinde ist schwerlich brauchbar. Ein hausbezogenes Inventar hätte da gute Dienste geleistet. Hilfreicher ist das Personenregister mit über 600 Namen, worin auch ein Teil der Bauhandwerker erscheint, die aus den von Jean-Paul Prongué erhobenen Auszügen der Notariatsregister stammen.

Alles in allem ein reifes und faszinierendes Werk einer engagierten Forscherin, die uns mit dem wachen Blick der Auswärtigen die erstaunlich vielgestaltige Hauslandschaft des Berner Juras näherzubringen weiss.

Jean-Pierre Anderegg, Freiburg

Spirig, Jolanda: Hinter dem Ladentisch. Eine Familie zwischen Kolonialwaren und geistlichen Herren.

Zürich: Chronos 2020. 176 S. ISBN 978-3-0340-1580-6.

Von 1940 bis 1968 befand sich an der Staufferstrasse 22 im Brunnadernquartier in Bern ein Kolonialwarengeschäft. Geführt wurde der Laden von einer Frau, deren Familienleben für die damalige Zeit etwas ungewöhnlich war. Die Autorin Jolanda Spirig, die seit 1995 mehrere Bücher zum Alltagsleben von Menschen aus verschiedenen Gesellschaftsschichten veröffentlicht hat, zeichnet in ihrer neusten Publikation die Geschichte dieser Frau und ihrer Familie nach. Dabei stützt sie sich auf Familiendokumente wie Tagebücher und Geschäftsunterlagen sowie auf zahlreiche Gespräche mit der 1941 geborenen Tochter Martha Beéry-Artho.

Die Detaillistin Martha Weibel war mit 27 Jahren aus der Ostschweiz nach Bern gezogen, wo sie eine Stelle als Verkäuferin in einem Tuch- und Kolonialwarenladen gefunden hatte. Nach ihrer Heirat mit Moritz Artho, dem Gärtner-Chauffeur der Nuntiatur, eröffnete sie ihr eigenes Geschäft, das aus rechtlichen Gründen auf den Namen des Mannes eingetragen war. Martha Artho-Weibel erwies sich als erfolgreiche Geschäftsfrau, deren Einkommen schon bald jenes des Ehemanns überstieg, was offenbar nie zu Unstimmigkeiten zwischen den Eheleuten führte, obwohl gemäss dem

damaligen Geschlechterbild der Ehemann wenn möglich Alleinverdiener zu sein hatte. Ein wichtiges Thema der Publikation ist die zeitlich umfangreiche und körperlich anstrengende Arbeit von Martha Artho-Weibel im Kolonialwarengeschäft und wie sie dabei von ihrem Mann, ihren drei Töchtern und weiteren Familienangehörigen unterstützt wurde. Ebenso wichtig ist die katholische Prägung der Familie und ihre Nähe zur Nuntiatur. Vieles wird aus dem Blickwinkel der Tochter Martha Beéry-Artho geschildert, die damit zur Hauptfigur im Buch wird.

Mit Exkursen in die allgemeine Geschichte, besonders aber in die Geschichte der Nuntiatur und von deren Verhältnis zum Faschismus, bettet die Autorin das familiäre Geschehen in den historischen Kontext ein. Sie erzählt die Familiengeschichte anschaulich, gemächlich und facettenreich, was vor dem inneren Auge der Leserin ein detailliertes Bild entstehen lässt, gelegentlich aber auch zu Wiederholungen von wenig bedeutenden Einzelheiten führt. Zudem haben sich ein paar Ungenauigkeiten zu Berner Örtlichkeiten eingeschlichen, was möglicherweise darauf zurückzuführen ist, dass die Kindheitserinnerungen der Hauptzeugin im Lauf der Zeit ein wenig ungenau geworden sind – ein Phänomen, das sich in der Oral History nicht vermeiden lässt. Der ausgestopfte Barry beispielsweise war im Naturhistorischen Museum ausgestellt, nicht im Alpenen Museum, und die in die Brunnenanlage am Thunplatz integrierte Fassade hat nichts mit einem ehemaligen Wasserschloss zu tun, sondern stammt von der um 1910 abgebrochenen Bibliotheksgalerie an der Hotelgasse. Auch die Sprache ist manchmal nicht ganz präzise. So wird der Leserin nicht immer auf Anhieb klar, wie neu auftauchende Tanten, Onkel und Cousins in die weitläufige Verwandtschaft der Protagonistinnen einzuordnen sind.

Die Publikation ist keine wissenschaftliche Studie und hat auch nicht den Anspruch, dies zu sein. Die Autorin vermischt die Erzählung gelegentlich mit eigenen Kommentaren. Ihre Haltung gegenüber der katholischen Kirche, insbesondere den Herren der Nuntiatur, scheint immer wieder durch, und auch kurze persönlich gefärbte Bemerkungen zur fehlenden politischen und rechtlichen Gleichstellung der Frau sind wiederholt in den Text eingestreut. Hingegen ist dank der Anmerkungen und des Nachworts immer klar, auf welche Quellen und Literatur sich die Autorin stützt. Insgesamt entwirft sie ein stimmiges und gut lesbares Bild einer Familie, die in der unteren Mittelschicht anzusiedeln ist, ihren Lebensunterhalt und gesellschaftlichen Status nur mit harter Arbeit sichern konnte und von Schicksalsschlägen nicht verschont blieb. Bücher wie die vorliegende Publikation sind in der Geschichtsschreibung von Bedeutung, weil sie die Menschen als Subjekte zeigen, die zwar von ihrer familiären Herkunft, ihrem Umfeld und ihrer wirtschaftlichen Situation geprägt sind, aber ihren Handlungsspielraum auch auszunutzen wissen. Das ist der Autorin mit dieser Erzählung gut gelungen.

Anna Bähler, Bern

Thut, Walter: Gottfried Bangerter. Die Energie der Berner Industrialisierung.

(Schweizer Pioniere der Wirtschaft und Technik, Bd. 115). Zürich: Verein für wirtschaftshistorische Studien 2019. 112 S. ISBN 978-3-909059-78-2.

Gottfried Bangerter (1847–1923) war ein Berner Unternehmer. Er förderte wesentlich die Industrialisierung des Kantons und setzte sich besonders für die Elektrizitätswirtschaft ein. Auf rund hundert Seiten porträtiert der Berner Historiker Walter Thut das Wirken und die Person Gottfried Bangerters.

Nach Vorwort und Auftakt umreißt der Autor im ersten Kapitel die wirtschaftlichen und politischen Umwälzungen im Kanton Bern des 19. Jahrhunderts. Dieses Kapitel schafft ein Grundwissen und hilft den Lesenden, Bangerters Tun in einen historischen Kontext einzubetten.

In Kapitel zwei werden der Einstieg Bangerters in die Geschäftswelt und sein sozialer sowie wirtschaftlicher Aufstieg thematisiert. Der Autor zeigt, wie Bangerter in Langenthal vom Textilhändler zum Fabrikherrn wurde, und betont, wie Bangerter technische Innovationen für seine Firmen nutzte. Beispielsweise baute er die vorwiegend händisch betriebene Zementherstellung seines Vaters mithilfe von Wasser- und später von Dampfkraft zum industriellen Betrieb aus. Ebenso wird sein Aufstieg im örtlichen Handels- und Industrieverein – vom einfachen Mitglied zum Kassier und Vizepräsidenten und schliesslich zum Präsidenten – angesprochen. Bangerters politischer Werdegang wird kurz angeschnitten: 1874 wurde er in den Langenthaler Gemeinderat gewählt, 1877 war er für fünf Jahre im Kantonsparlament, und 1890 erfolgte die Wahl in den Nationalrat, dem er zwölf Jahre angehörte. Obwohl dies eine respektable politische Karriere vermuten lässt, war Bangerter laut Autor «kein politisches Schwergewicht» (S. 43). So reichte Nationalrat Bangerter nie einen eigenen Vorstoss ein.

In Kapitel drei wird die Gründung und das Gedeihen der Kohlensäurefabrik Bern behandelt, der Vorgängergesellschaft der heutigen Carbagas. Bangerter war einer der sieben Gründer und stand der Firma als Präsident und Delegierter vor. Zwar wurden in Zürich und in Liebefeld (Köniz) bald Werke eröffnet, von einer Expansion ins Ausland wurde aber abgesehen, weil die Konkurrenz als zu gross erachtet wurde. Auch hier zeigt sich, dass Bangerter damit vielleicht die Chance verpasste, eine grössere überregionale Bedeutung zu erlangen. Er investierte in mehrere Elektrizitätswerke im Kanton Bern und amtierte als Verwaltungsratspräsident. Bangerters Faible für neue Technologien kommt an dieser Stelle erneut zum Ausdruck. Laut Autor war Bangerter «Geburtshelfer» (S. 65) der Strombranche und konnte seine Stellung in der Berner Wirtschaft festigen.

Nach seinem Wirken in der Energiebranche wandte sich Bangerter anderen Wirtschaftszweigen zu, was Inhalt des vierten Kapitels ist: 1899, im Alter von 52 Jahren, siedelte er nach Bern um, dem wirtschaftlichen Zentrum des Kantons. Er wurde Verwaltungsrat bei der Schweizerischen Centralbahn sowie der Zuckerfabrik Aarberg und wirkte bei Firmenfusionen und -sanierungen mit.

Kapitel fünf schliesslich nähert sich dem Privatleben Bangerters an, über das nur wenig bekannt ist. Der Nachruf in der *Neuen Berner Zeitung*, laut Autor der wohl ausführlichste überlieferte Beschrieb von Bangerters Person, ist in voller Länge abgedruckt. Damit können sich die Lesenden selbst ein Bild über den Porträtierten machen. Mit einer grafischen Darstellung seiner Mandate und seines Stammbaums schliesst die Biografie über Bangerter.

Thuts Publikation ist anregend und liest sich flüssig. Zahlreiche Fotografien lockern den Text auf. Einschübe vermitteln Anekdotisches über erwähnenswerte Ereignisse und Personen aus dem Umfeld Bangerters. Zu würdigen ist, dass diese Einschübe immer mit dem Leben und Wirken Bangerters in Beziehung gebracht werden. Der Autor hat die Gratwanderung geschafft, die Publikation einerseits gemäss den Vorgaben des Vereins für wirtschaftshistorische Studien zu gestalten, in dessen Reihe sie erschien, nämlich Pioniere, welche der Schweiz zu Wohlstand und Erfolg verholfen haben, einem grösseren Publikum näherzubringen. Andererseits spricht der Autor ein Fachpublikum an, da er sich mit dem Porträtierten mit der nötigen Distanz auseinandersetzt. Damit schliesst der Autor auch eine wichtige Lücke in der Berner Wirtschafts- und Industriegeschichte.

Die weniger erfolgreichen Seiten aus Bangerters Leben hätten mehr Platz erhalten dürfen, etwa seine eher blasser Rolle als Politiker. Bezüge zu anderen Wirtschaftsgrössen hätten geholfen, seinem Leben und Werk noch schärfere Konturen zu geben. Besonders interessant wären Vergleiche mit Alfred Escher gewesen, als dessen Berner Pendant Bangerter gelten kann. Hinsichtlich Quellen und Literatur hätten die Ausführungen breiter abgestützt werden dürfen: Die *Historische Statistik der Schweiz Online (HSSO)*, die 2012 erschienene *Wirtschaftsgeschichte der Schweiz im 20. Jahrhundert* und Jürgen Osterhammels Geschichte des 19. Jahrhunderts hätten für eine Verortung in einem grösseren Rahmen gute Dienste geleistet. Insgesamt handelt es sich um ein gelungenes Werk, das die Person Gottfried Bangerters und seine Verdienste für die Berner Wirtschaft angemessen würdigt.

Benjamin Spielmann, Thalwil

**Unabhängige Expertenkommission (UEK) Administrative
Versorgungen (Hrsg.): Organisierte Willkür. Administrative
Versorgungen in der Schweiz 1930–1981. Schlussbericht.**

Zürich: Chronos 2019. 400 S. ISBN 978-3-0340-1520-2.

Im Verlauf des 20. Jahrhunderts wurden in der Schweiz mindestens 60 000 Personen administrativ versorgt, das heisst, diese Menschen wurden ohne Gerichtsurteil und ohne dass sie eine Straftat begangen hatten, in eine geschlossene Einrichtung eingewiesen. Administrative Versorgungen waren Bestandteil eines breiten Spektrums an sozialpolitischen Massnahmen, die spätestens seit der Mitte des 19. Jahrhunderts und bis weit ins 20. Jahrhundert hinein verfügt und vollzogen wurden. Diese Behördenpraxis, die mit Eingriffen in die persönliche Freiheit verbunden und anfällig für Willkür war, wurde schon früh kritisiert. Im vorliegenden Bericht und auch anderswo wird als wichtige kritische Stimme immer wieder der Berner Schriftsteller Carl Albert Loosli (1877–1959) genannt, der selbst als Kind fremdplatziert und bis zu seiner Volljährigkeit in mehreren Anstalten versorgt wurde. Ungeachtet der Kritik von Loosli und anderen begann sich eine breite Schweizer Öffentlichkeit erst um die Jahrtausendwende für die sogenannten fürsorgerischen Zwangsmassnahmen und Fremdplatzierungen zu interessieren. Erst dann stiessen die Stimmen von Betroffenen vermehrt auf Gehör, und es wurde ein Aufarbeitungsprozess angestossen. Als Teil dieser Aufarbeitung setzte der Bundesrat 2014 eine Unabhängige Expertenkommission (UEK) ein und beauftragte sie, die administrativen Versorgungen bis 1981 zu untersuchen. Die Forschungsarbeit der Mitarbeitenden der UEK resultierte in einer Publikationsreihe.¹ Beim vorliegenden Schlussbericht handelt es sich um den zehnten und letzten Band dieser Reihe.

Der Schlussbericht ist in drei Teile gegliedert. Der erste und weitaus längste Teil bildet eine Synthese der Forschungsergebnisse der UEK, verfasst von Urs Germann und Lorraine Odier (unter Mitarbeit von Noemi Dissler und Laura Schneider). Die Synthese beinhaltet fünf Hauptkapitel, die von einer Einleitung und einem Fazit gerahmt werden. Einleitend legen die Autorinnen und der Autor insbesondere den Auftrag der UEK sowie die Ziele und den Aufbau ihres Berichts dar (Kap. 1). Die fünf folgenden Kapitel behandeln dann jeweils schwerpunktmässig einen Aspekt der administrativen Versorgungen: die Entwicklung der Versorgungsgesetzgebung, die sich aus «einem kaum überschaubaren Flickwerk aus kantonalen Erlassen und dem Vormundschaftsrecht des Zivilgesetzbuches» (S. 82) zusammensetzte, bis zu ihrer Ablösung durch die fürsorgerische Freiheitsentziehung im Jahr 1981 (Kap. 2); die Personengruppen, die von den Versorgungen besonders betroffen waren (Kap. 3); die Versorgungsver-

fahren (Kap. 4); der Vollzug der Massnahmen vom Eintritt in eine Anstalt bis zur Entlassung (Kap. 5) und schliesslich die Auswirkungen der Versorgungen auf das weitere Leben der Betroffenen (Kap. 6). Die Ausführungen erstrecken sich hauptsächlich auf die Jahre von 1930 bis 1981. Dieser Zeitraum ist so gewählt, «dass er die Lebensspanne der heute noch lebenden Betroffenen abdeckt» (S. 26). Der Endpunkt 1981 war durch den Auftrag des Bundesrats vorgegeben. Germann, Odier und ihre Mitautorinnen merken jedoch an, dass es «gute Gründe» gebe, diese «vermeintliche Zäsur» kritisch zu hinterfragen: «Fragwürdige Praktiken endeten nicht von einem Tag auf den andern» (ebd.). Die Mitarbeitenden der UEK haben im Rahmen ihrer Forschungsarbeit vier Kantone (Freiburg, Schwyz, Waadt, Zürich) eingehender untersucht. Bern gehörte zwar nicht dazu, war aber zu dem Zeitpunkt, als die UEK ihre Arbeit aufnahm, bereits relativ gut erforscht. Entsprechend flossen diese Forschungserkenntnisse² in die Publikationen der UEK und damit auch in den Synthesebericht ein. Der Bericht endet mit einem Fazit (Kap. 7), in dem zunächst die Forschungsergebnisse zusammengefasst werden. Auf der Basis dieser Erkenntnisse werden dann die Frage nach dem Unrechtscharakter der administrativen Versorgungen und die Bedeutung der Massnahmen für die Geschichte der Schweiz im 20. Jahrhundert diskutiert. Und schliesslich skizzieren die Autorinnen und der Autor im Fazit weiterführende Forschungsperspektiven.

Die Synthese ist sehr gut strukturiert und leicht verständlich geschrieben. Fragen, die jeweils zu Beginn eines Kapitels oder Unterkapitels formuliert werden, leiten die Lektüre. Die vielen Fallbeispiele, die in den Text eingestreut sind, machen diesen anschaulich. Die Synthese wird ihrem Namen insofern gerecht, als es den Autorinnen und dem Autor gelingt, ein gesamthaftes Bild der administrativen Versorgungen in der Schweiz im 20. Jahrhundert zu zeichnen. Sie zeigen grosse Linien und Grundmuster auf, die für diese Praxis bestimmend waren – dabei gehen aber auch Fallbeispiele (Entwicklungen in einzelnen Kantonen und Einrichtungen, persönliche Schicksale) nicht vergessen.

Der zweite Teil des Schlussberichts besteht aus kurzen Texten, die von Personen geschrieben wurden, die von fürsorgerischen Zwangsmassnahmen betroffen waren. Die UEK wollte ihnen «im Schlussbericht eine Stimme geben» und bat sie, «einen persönlichen Text über die laufende Aufarbeitung oder ein beliebiges anderes Thema zu schreiben, das sie hinsichtlich der Thematik als wichtig erachten» (S. 309).

Der dritte und letzte Teil beinhaltet die Empfehlungen der UEK zuhanden des Bundesrats (nebst der wissenschaftlichen Untersuchung der Geschichte der administrativen Versorgungen war auch die Formulierung dieser Empfehlungen Teil des Auftrags). Die Empfehlungen wurden von Christel Gumy konzipiert und redigiert und zudem mit Betroffenen besprochen.

Dem Schlussbericht – wie auch den anderen Bänden der UEK – ist zu wünschen, dass er eine grosse Leserschaft findet und den Aufarbeitungsprozess zu den fürsorgerischen Zwangsmassnahmen und Fremdplatzierungen weiter voranbringt. Letzteres schliesst mit ein, dass die wissenschaftlich fundierten Empfehlungen im dritten Teil des Berichts nicht toter Buchstabe bleiben, sondern in die Tat umgesetzt werden.

Michèle Hofmann, Bern

¹ Vgl. <https://www.uek-administrative-versorgungen.ch>.

² Vgl. insbesondere Rietmann, Tanja: «Liederlich» und «arbeitsscheu». Die administrative Anstaltsversorgung im Kanton Bern (1884–1981). Zürich 2013.